

# Das Männlein vom Güldenbach

Von Wilhelm Neuber

*Dem Geschichts- und Volkskundeforscher begegnen oft auf geographisch engem Raum vielschichtige Stoffe, die sicher historische Ereignisse oder geistesgeschichtlich allgemein gültige Aussagen beinhalten, ohne daß er immer entflechten und nachweisen kann, woher im einzelnen das vorgefundene Material stammt. Zusätzlich ergeben sich Parallelen zu mehr oder weniger weit verbreiteten Motiven verschiedener Erzählformen, etwa der Sage, des Märchens, des Schwanks u. a., die mit historisch nicht mehr faßbaren Gegebenheiten verwoben sein mögen.*

*Die folgende Erzählung beruht auf solchen Vorgängen, wobei historische Anklänge sich darstellen in der früheren örtlichen und soziologischen Trennung von Ort Troisdorf und Herrenhaus Wissem; in den Besitz- und Rechtsverhältnissen der Fluren in alter Zeit; in alter, nicht mehr zu erhellender Namengebung — womöglich etymologisch bis zur Unkenntlichkeit verändert —; in der Entstehung und Deutung bestimmter, aus dem Jahresablauf sich heraushebender Fest- und Gedenktage. Dazu geben Märchen- und Sagenmotive Stil-, Form- und Verknüpfungselemente, die schließlich trotz der Vielschichtigkeit der Urerzählungen eine neue, einheitliche Gestalt ergeben.*

## Das Männlein vom Güldenbach

Vor vielen, vielen Jahren lebte in einem Dorf am Unterlauf der Agger unter den armen Tagelöhnern und Ackerern ein reicher Freiherr, der sein Vieh in die Wälder treiben ließ zur Eichel- und Bucheckernmast. Sein Hirt war ein vierschrotiger, hämischer Bursche, der nur zu gern die armen Dorfbewohner bei seinem Herrn verklagte, wenn sie auch einer dünnen Kuh oder einem mageren Schwein etwas

Gutes zu fressen schaffen wollten. Dann haderte und zankte der Freiherr mit den Besitzern der ausgehungerten Tiere, ließ sie wohl auch bestrafen und schärfte seinem Hirten ein, noch strenger und unnachsichtiger zu sein.

Eines Tages saß dieser wieder einmal unter einer mächtigen Rotbuche und schaute grämlich dem weidenden Vieh zu, nahm dann Brot und Dörrfleisch aus seinem Ranzen und begann zu frühstücken. Da raschelte es hinter dem Stamm, und hervor trat aus dem schon zum Teil gefallenem Laub ein Männlein mit eisgrauem Bart. Das sprach mit schnarrender Stimme: „Guten Tag, Hirte. Ich sehe, wie es Dir so wohl schmeckt und du herzhaft zu beißen und zu brechen hast. Gib mir auch einen Happen, mich hungert sehr.“ Der Hirte verzog sein Gesicht noch grämlicher und brummte: „Scher dich weg, Bettelsack. Bück dich und lies Bucheckern und Nüsse, wer Fleisch essen will, mag vorher arbeiten. Zudem verjagst und verängstigst du mir nur mein Vieh. Wart, ich will dir Beine machen!“, sprang auf und wollte mit seinen groben Stiefeln nach ihm treten. Erschrocken zapelte das Männlein zur Seite. Da piffte der Hirte seinem zottigen Hund und hieß ihn das Männlein packen. Das fuhr in seiner Angst zwischen dem Laub umher und konnte sich mit geraumer Not in dichtes Dornengebüsch retten, wo es in einem Kaninchenbau verschwand. Der Hirte zog nun weiter durch den Wald dahin, und sein Hund umkreiste in großem Bogen die locker weidende Herde. Plötzlich fing der Hund in einiger Entfernung wütend an zu klaffen, und als der Hirte hinkam, tanzte jener um einen Buben und eine magere Ziege herum, die beide zitternd vor Angst beieinander kauerten. Der Bub aber sah zum Erbarmen aus mit hohlen Wangen und den ärmlichen Lumpen, die er am Leibe trug.

„Hab ich wieder so einen von dem Diebsvolk und Räuberpack!“ schrie der Hirt und prügelte unbarmherzig auf den schwächtigen Jungen ein, während der Hund die Ziege ansprang und biß, wo er sie zu packen bekam. Endlich ließen sie ab von ihrem bösen Mutwillen, und mühsam schleppte sich der Bub, indem er die blutende Ziege hinter sich herzog, weinend und schluchzend davon. Nun würde das arme Tier noch weniger Milch geben, dachte der Bub, die seine Mutter so nötig brauchte, denn sie lag todmatt nach schwerer Krankheit daheim in der ärmlichen Hütte, und der Vater war schon ein paar Jahre tot. Voll Kummer ließ sich der Junge an einem Rain zu Boden fallen, um auch der Ziege eine kurze Rast zu gönnen. Kaum saß er, da trat das Männlein mit dem eisgrauen Bart vor ihn und sprach: „Ach Bub, mich hungert so sehr, gib mir etwas zu essen!“ „Was soll ich dir geben?“ erwiderte der Junge, „ich hab selber nicht einen Bissen Brot. Und damit meine kranke Mutter wenigstens ein Schälchen Milch bekäme auf den Abend, wollte ich unsere Ziege, unseren einzigen Besitz, in den Wald leiten, damit sie etwas kräftiges zu fressen fände. Da hat mich der Hund des Hirten erwischt, und beide haben uns unbarmherzig gestraft. Aber ich will dir geschwind ein paar Nüsse pflücken.“ Sprach's, bog einen Haselzweig herunter und langte eine Hand voll Nüsse von den Zweigen. Sechs davon biß er auf und reichte die süßen Kerne dem Männlein, daß sie genüßlich mümmelnd verzehrte. Die siebte Nuß aber brachte und brachte der Bub nicht auf, ob er sich auch fast die Zähne ausbiß. Da sprach das Männlein: „Gib mir die Nuß ganz!“ Der Junge reichte sie hin. Das Männlein aber bückte sich geschwind, hob ein Haselblatt auf, wickelte die Nuß hinein und steckte sie in die Tasche. „Nun bin ich satt“, schnarrte das Männlein, „aber ich muß auch trinken. Melk mir zwei Nußschalen voll Milch.“ „Wenn du mehr nicht brauchst“, entgegnete freundlich der Bub, „so viel wird die Ziege noch hergeben, wenn ich sie auch erst vor kurzem gemolken habe.“ Er streichelte das Tier und preßte die schlaffen Euter, brachte mit Anstrengung die Nußschalen voll Milch und reichte sie dem Männlein. Das schlürfte genießerisch, leckte sich den Bart und reichte dem Buben die leeren Schalen zurück. „Die heb dir auf“, sprach das Männlein, „sie werden dir von Nutzen sein! Und komm morgen bei Tagesanbruch an die Quelle des Baches am Fuße des Berges, der ganz mit Buchen bestanden ist. Da halte die Augen offen! Ich bin der Goldzwerg und

will dir's lohnen, daß du hilfreich und barmherzig warst, obwohl du selber arm bist. Aber schweig und vergiß nicht, wie der Hunger tut!“

Da raschelte der Wind im Laub, und das Männlein war verschwunden. Der Junge zog mit seiner Ziege nach Haus, und ob sie auch unterwegs wenig mehr traß, so war doch am Abend ihr Euter so prall, daß der Bub und seine Mutter sich satt Milch trinken konnten und noch ein Topf voll übrigblieb, den sie zum Käsen beiseitestellten. Am anderen Morgen machte sich der Bub vor Tau und Tag auf den Weg, sprach sein Gebet, während er durch die kaum vom ersten Dämmerchein erhellten Wiesen und Wälder dahinschritt, und langte im Bachgrund an, noch ehe die Sonne aufging. Da kamen Reh und Has, Fuchs und Marder und die vielen Vögel zum Trinken. Und keins fürchtete sich vor ihm.

Sobald die Sonne in die Wipfel der Bäume schien, begann der Bub zu suchen. Und siehe da, wo der Bach aus dem hellen Sand sickerte, lag auf einem Stein das Haselblatt ausgebreitet, und darauf ruhte die siebte Nuß. Der Junge nahm sie in die Hand, da hatte sie einen Riß. Er drückte den Daumennagel hinein, die Schale gab nach, und statt des Kernes lag ein winziger Schlüssel in seiner Hand.

Nun suchte der Junge weiter und fand bald in einer dicken Baumwurzel eine Öffnung, in die er das Schlüsselchen steckte und umdrehte. Da tat sich ein kleines Tor auf, durch das er hineinkroch in eine geräumige Höhle. An den Wänden rieselte Wasser hinab, und es war recht kühl darin. Nach wenigen Schritten erblickte der Bub weit vor sich ein blaues Flämmchen. Er trat näher und fand darunter ein winziges Büschel Heu und ein Brot, kaum so groß wie ein Daumennagel. Er hob beides auf und fand darunter ein linsengroßes Goldplättchen. Auch dieses nahm er zu sich. Weiter konnte er nichts in der Höhle entdecken.

Er suchte nun in seiner Tasche ein Stück Tuch, den Fund darein zu schlagen. Da fand er die beiden Schalen, aus denen das Männlein getrunken hatte. In eine stopfte er nun das Heu, in die andere das Brötchen, und beides hatte bequem Platz. Das Gold versenkte er in eine Tasche.

Nun kroch der Junge wieder aus der Höhle, stellte beide Nußschalen sorgsam auf den Stein, auf dem



Abbildung 20

Quelle des Güldenbaches

er die Nuß mit dem Schlüssel gefunden hatte, schloß das Tor wieder ab und wollte den Schlüssel zurück in die Nuß legen. Aber als er sich zu dem Stein umdrehte, standen da nicht mehr kleine Schalen, sondern zwei große Kübel mit Heu und Brot. Da merkte der Bub erst, welches Geschenk ihm das Männlein gemacht hatte. Froh und dankbar hob er beide auf seine Schultern und machte sich auf den Heimweg. Mit großer Mühe schleppte er seine kostbare Last nach Hause, brach seiner Mutter das kräftige Brot und schüttete der Ziege das Heu vor. Dann aß auch er und fühlte sich danach satt und kräftig wie lange nicht mehr. Und die Ziege gab von nun an Milch, daß es eine Art hatte, und sie schmeckte so sahnig und süß, wie sie nie etwas vorher gekostet hatten. Die Mutter ward kräftiger von Tag zu Tag, und der Bub bekam frische, rote Backen. Am Samstag klopfte der Bub seinen Kittel aus. Da klirrte es

auf dem Boden und war ein dicker, runder, schwerer Goldtaler. Nun war erst recht die Freude groß, und die Mutter und der Bub dankten Gott und gedachten in ihren Herzen des Männleins.

Nach einer Woche war das Brot verzehrt, der letzte Halm gerupft. Bald darauf fand der Bub die Kübel wieder klein wie Nußschalen. Getrost machte er sich deshalb am nächsten Morgen in aller Frühe erneut auf den Weg, fand an der Quelle alles wie beim vorigen Mal und kehrte mit würzigem Brot, duftendem Heu und einem klingenden Goldtaler nach Hause zurück, und so alle Wochen, den ganzen Herbst und Winter über bis in den neuen Sommer hinein. Die Mutter genaß an Leib und Seele, der Bub half zu Hause und wo man ihm Arbeit bot. Die Leute aber wunderten sich und fragten, doch verriet er kein Sterbenswörtchen. Wenn aber jemand einen Zehr-

pfennig brauchte, eine Schale Milch, eine Gabel Heu oder einen Bissen Brot, so bekam er es.

Nun zog aber ein schlechtes Jahr herauf, das Frühjahr war trocken, der Mairegen blieb aus, und die Sonne brannte, daß das Gras verdorrte, das Korn nur kümmerliche Halme schoß und nur taube Ähren. Da war bald große Not im Dorfe und überall. Nicht so aber im Häuschen des Buben und seiner Mutter. Da waren jede Woche das Brot frisch und das Heu süß, und immer mehr Menschen kamen von nah und fern, Nahrung für Vieh und Mensch zu holen. Jeder bekam, soviel er bedurfte, und doch wurde das Brot nie vor einer Woche alle, noch wurde der Heukübel leer.

Endlich schrie auch des Freiherrn Vieh vor Hunger. Doch so sehr dieser auch schrie und tobte und seinen Hirten mit Schlägen und Schimpfen umherjagte, so fand sich doch bald nichts mehr, das zu weiden war. Da kehrte auch in seinem Haus die Not ein. Der Hirt getraute sich nicht mehr unter seines Herrn Augen, den aber plagte sein Gewissen ebenso, denn es war ihm zu Ohren gekommen, was der Knecht an dem Männlein und dem Buben verübt hatte, ebenso, was im Hause des Jungen vorging.

Der Freiherr bereute endlich auch sein Unrecht und seine Härte und ging schließlich selbst zu dem Buben hin, zu bitten und zu betteln. Die Leute, die in der Nähe waren, wichen angstvoll zur Seite. Der Freiherr aber trat gesenkten Hauptes in die niedrige Stube. Da kam der Bub ihm entgegen und sprach freundlich: „Seid ihr in Not, edler Herr, so nehmt, so viel ihr braucht für euch und euer Gesinde. Doch teilet auch

ihr mit vom Überfluß!“ Dem Freiherrn zitterten die Hände. Er bedankte sich mit stillen Worten und sagte: „Von nun an soll jeder ungestraft im Walde soviel Vieh weiden dürfen, wie er bedarf. Meinen großen Jagdbruch will ich trocken legen und dort für das ganze Dorf Futter und Streu schaffen, und jedes Jahr nach der Ernte soll ein feierlicher Markt sein, wo wir gerecht und billig tauschen und verkaufen wollen, was der Himmel uns gesegnet hat.“ Da war großer Jubel im Dorfe. Und der Hirt kam und erbot sich, für Gottes Lohn zum Vieh seines Herrn auch alles Vieh des Dorfes hinauszutreiben und zu hüten.

So wurde es gehalten lange, lange Jahre, bis eine neue Zeit heraufkam, die des Viehhütens nicht mehr bedurfte. Sobald der Himmel wieder Regen sandte und die Erde fruchtbar war, so daß jeder selbst sein Brot erwerben konnte, auch der Bub, weil er wohl gelitten war, genug Arbeit fand, sich und die Mutter zu ernähren, machte er sich eines Tages auf, füllte die Schalen mit Milch und stellte sie auf den Quellstein, nahm aber kein Brot und kein Heu noch das Goldplättchen mit heim. Am anderen Tag waren Milch, Schalen, Nuß und Schlüssel verschwunden und fanden sich nie mehr. Doch schwemmte der Bach soviel Sand und Erde mit, daß sich vom Fuß des Berges zum Fluß hin eine breite Wiese bildete, die noch lange Zeit das duftendste Heu lieferte, das man sich denken kann. Noch heutigen Tags findet man in dem Bach glitzernde Plättchen, wenn etwa die Sonne dar-  
einscheint, und man meint, man müsse einen Goldpfennig heben, und heißt also noch jetzt der Gùldenbach.